

# Bindestrich-Deutsche?

Mehrfachzugehörigkeit und  
Beheimatungspraktiken im Alltag

MONIQUE SCHEER (HG.)



© Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 2014

**Projektleitung**  
Monique Scheer

**Projektgruppe**

Etienne Gallert, Lina Maria Gerigk, Oxana Guskova,  
Friederike Hammer, Christine Hieke, Eva Hummel,  
Meltem Köybasi, Uyen Binh La, Saskia Pokrzywa,  
Melanie Rautscher, Lisa Schöpp,  
Elisabeth Socha, Claire-Marie Vagedes,  
Lea von Piotrowski

**Gefördert durch**



Universitätsbund  
Tübingen e. V.



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme.  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte Daten sind im In-  
ternet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-932512-78-0

Alle Rechte vorbehalten. © Tübinger Vereinigung für  
Volkskunde e. V., 2014. [www.tvv-verlag.de](http://www.tvv-verlag.de)

Layout und Satz: Aikaterini Filippidou  
Umschlagbilder: Uyen Binh La, Lisa Schöpp; Streetart: Stefan  
Strumbel  
Belichtung und Druck: Gulde-Druck, Tübingen

# Inhaltsverzeichnis

**Monique Scheer** **S. 7**

---

Alltägliche Praktiken des Sowohl-als-auch  
Mehrfachzugehörigkeit und Bindestrich-Identitäten

## SPRACHE

**Friederike Hammer** **S. 31**

---

„Vererbte“ Mehrsprachigkeit  
Sprachpraktiken und Zugehörigkeitsverständnisse multilingualer Eltern

**Etienne Gallert** **S. 63**

---

„Deutsch, Türkisch – übel gemixt halt“  
Mehrsprachigkeit und Mehrfachzugehörigkeit im Schulalltag

**Lea von Piotrowski** **S. 85**

---

„Wir haben uns auf Spanisch kennengelernt“  
Sprache als Beheimatungspraxis binationaler Paare

**Oxana Guskova** **S. 103**

---

Zwischen Mischung und Trennung  
Umgang russischsprachiger Einwanderer mit Mehrsprachigkeit im Alltag

## KÖRPER

**Elisabeth Socha** **S. 125**

---

Sich-Kleiden als translokale Praxis

**Christine Hieke/Claire-Marie Vagedes** **S. 147**

---

Kulturelle Hybridität bei Tisch  
Öffentliche und private Koch- und Esspraktiken zwischen Tradition,  
Improvisation und Gewohnheit

**Lina Maria Gerigk** **S. 167**

---

Zwischen Distanzierung und Aneignung  
Geschlechteraushandlungen junger Frauen mit kultureller  
Mehrfachzugehörigkeit

**Meltem Köybasi** **S. 189**

---

„Wenn i net in Spiegel gucke würde, würd i glauben i wär weiß“  
Zugehörigkeitsempfindungen von Adoptivkindern aus dem  
nichteuropäischen Ausland

## MOBILITÄT

**Uyen Binh La/Lisa Schöpp** **S. 215**

---

Bei der Arbeit zuhause?  
Zugehörigkeitsempfindungen und Beheimatungsstrategien mobiler  
Hochqualifizierter

**Lisa Schöpp** **S. 219**

---

Mobile hochqualifizierte Frauen zwischen Bürotisch und Zweiersofa

**Uyen Binh La** **S. 235**

---

Mobile Hochqualifizierte als ArchitektInnen der eigenen Heimat

**Saskia Pokrzywa** **S. 255**

---

Religion und Beheimatung  
Jüdische Migranten in Deutschland

**Eva Hummel/Melanie Rautscher** **S. 269**

---

Staatliche Mehrfachzugehörigkeit = Kulturelle Mehrfachzugehörigkeit?  
Vorbemerkungen zur Doppelten Staatsbürgerschaft

**Melanie Rautscher** **S. 275**

---

„Und was jetzt auf dem Papier steht, ist mir eigentlich ...“  
Emotionale Verortung im Kontext der doppelten Staatsbürgerschaft

**Eva Hummel** **S. 301**

---

Der ‚Doppelpass‘  
Praktische Aushandlungen nationaler Mehrfachzugehörigkeit im Alltag





# Alltägliche Praktiken des Sowohl-als-auch

## Mehrfachzugehörigkeit und Bindestrich-Identitäten

MONIQUE SCHEER

Mit der großen Begeisterung während der Fußballweltmeisterschaft 2006 im Gastgeberland Deutschland hatten vorher die meisten nicht gerechnet. Vier sonnige Wochen lang schien es, als wären nun die letzten Reste der nationalistischen Traumata des 20. Jahrhunderts überwunden. Unbeschwert und fröhlich schwenkten Deutsche ihre Nationalflagge in aller Öffentlichkeit! – und hatten dabei nicht selten die Fahne eines zweiten Landes in der anderen Hand, mit der sie ebenfalls kräftig wedelten. Deutsche Nationalfarben waren auf der einen Gesichtswange aufgemalt; griechische, türkische, französische, italienische, dänische, US-amerikanische oder brasilianische Farben auf der anderen. So war damals mein Eindruck, besonders wenn ich in Stuttgart und Berlin unterwegs war: An den Fensterscheiben vorbeifahrender Autos klebten oft zwei oder mehr Fähnchen, aus den Wohnungsfenstern hingen die Fahnen aller beteiligten Nationen – und noch viele andere mehr, denn die deutschen Großstädte haben sich während der WM als Hochburgen der Mehrfachzugehörigkeit inszeniert. Sie verweigerten sich damit der herrschenden Logik des 20. Jahrhunderts, wonach sportliche Begegnungen zwischen Nationalmannschaften als visuell gewaltige und emotional wirkmächtige Inszenierungen national-staatlicher Einheiten die Verpflichtung auf eine nationale Identität vorantreiben sollen. Diese Logik ist es auch, die hinter der Frage steckt, mit welcher Nationalmannschaft man während einer WM oder EM mitfiebert. Sie ist deshalb für Migrantinnen und Migranten eine lästige Alltagserfahrung, ein typischer Lackmus-Test ihrer ‚Integration‘: Das Herz könne doch nur für eine Nation schlagen – welche also ist sie? Diese Erwartung haben mehrfachzugehörige Fans während der WM 2006 mit visuellen Taktiken der Inszenierung aber auch mit dem tatsächlichen Mitfiebern sowohl für die deutsche Nationalmannschaft als auch für andere unterwandert und umfunktioniert, und damit das

Image Deutschlands nachhaltig verändert.<sup>3</sup> Danach konnte keiner mehr glaubhaft behaupten, Deutschland sei kein Einwanderungsland.

Diese Neubestimmung des deutschen Nationalverständnisses wurde mit etwas Verzögerung auch an der Fußballmannschaft selbst ablesbar, die für den Deutschen Fußball-Bund ab 2006 in die internationalen Turniere zog. Im Laufe der Nuller-Jahre verjüngte sich allmählich die Truppe und ihre ethnische Vielfalt steigerte sich. Inzwischen entsprechen Namen und Gesichter der Nationalspieler kaum noch der Vorstellung davon, was noch bis vor wenigen Jahren als ‚typisch deutsch‘ galt. Die Aufstellung gleicht optisch eher der ethnischen Vielfalt des global agierenden Profifußballs. Der entscheidende Unterschied zum Vereinsspieler: Nationalspieler müssen alle im Besitz eines deutschen Passes sein. Podolski, Gomez, Cacau, Boateng, Khedira, Özil, Gündoğan, Taşçı: Diese Spieler verändern die Wahrnehmung im In- und Ausland von ‚den Deutschen‘. Sie tragen nicht unwesentlich dazu bei, das Gesicht der Nation und den Klang der für sie typischen Namen zu prägen. Migrationshintergrund und Mehrfachzugehörigkeit sind *the new normal* im deutschen Alltag. Zu dieser Wahrnehmung tragen inzwischen auch immer mehr Politikerinnen und Politiker bei, die Deutschland nach innen und außen repräsentieren. Dass der Ministerpräsident eines Bundeslandes David James McAllister heißen kann oder der ehemalige deutsche Vizekanzler Philipp Rösler vietnamesische Gesichtszüge trägt, ist in Deutschland inzwischen kaum noch erklärungsbedürftig – was aber nicht heißt, dass es deshalb keine Konflikte und Auseinandersetzungen über Migrationspolitik und die Wahrnehmung von Fremdheit im Land gibt.

## Sind wir nicht alle ein wenig ‚Bindestrich‘?

Die im vorliegenden Band versammelten Aufsätze setzen bei dieser (neuen?) deutschen Normalität an. Sie präsentieren die Ergebnisse des im Masterstudiengang der Empirischen Kulturwissenschaft verankerten, dreisemestrigen Studienprojekts, das im Wintersemester 2012/13 mit der Frage anging: Wenn Mehrfachzugehörigkeit alltäglich (geworden) ist, wie sieht dieser Alltag denn aus? Schnell ist im Laufe der Vorbereitungen deutlich geworden, dass die Idee der Mehrfachzugehörigkeit die implizite Annahme enthält, dass es so etwas wie ‚Einfachzugehörigkeit‘ geben könnte. Aber geht das überhaupt? Wer fühlt sich denn *nicht* mehreren identitären Einheiten zugehörig? Selbst wenn man solche wie Schicht, Geschlecht, Familie und politische Gesinnung außer Acht lässt und nur ethnische, nationale oder lokale Identitäten in den Blick nimmt,



kann man sich auch als Bayrisch-Westfale, Berliner Schwäbin oder Baden-Württemberger als hybrides Wesen empfinden. Es gibt viele Gründe, weshalb ‚Heimat‘ im Plural stehen müsste (vgl. Bausinger 2003). Wenn man also, wie am Anfang der Projektarbeit, den Forschungsgegenstand ‚Bindestrich-Deutsche‘ nennt, wie lässt sich dieser sinnvoll eingrenzen? Was soll hier im Fokus stehen und warum?

Eingedenk der Gefahr, historisch gewordene und politisch keineswegs neutrale Ordnungsbegriffe mit eigenen analytischen Konzepten zu reproduzieren, entschied sich die Projektgruppe dafür, nur den Bindestrich zu thematisieren, der nicht-deutschsprachige nationale und/oder ethnische Einheiten mit der nationalen Einheit ‚Deutsch‘ verbindet und nicht etwa dialektal-regionale, religiöse oder sozialmilieuspezifische Zugehörigkeiten.<sup>3</sup> Das hatte pragmatische Gründe (ein Studienprojekt braucht ein klar umrissenes Thema, das in drei Semestern zu bewältigen ist), aber es kam auch den Interessen sowohl der Forschenden entgegen, die das Thema in Verbindung mit Migrationsgeschichten bringen wollten, als auch der meisten ‚Beforschten‘, die die Zugehörigkeit zu zwei oder mehr sprachlich unterschiedlichen Einheiten als besonders eindrückliche und beschreibbare Erfahrung empfinden. Anfangs stand außerdem neben ‚Bindestrich‘ das Wort *halfies* für das Projektvorhaben Pate – ein Wort, das durch einen breit rezipierten Aufsatz der Ethnologin Lila Abu-Lughod in Fachkreisen so etwas wie eine gängige Bezeichnung geworden ist. *Halfies* seien nach ihrer Definition „Personen, deren nationale oder kulturelle Identität aufgrund von Migration, Erziehung im Ausland oder ihrer Abstammung gemischt ist“ (Abu-Lughod 1996, S. 14).

Damit war eine weitere Frage aufgeworfen, denn Abu-Lughod nennt mindestens zwei Ursachen einer ‚gemischten‘ Identität: Migration und Abstammung. Sollen wir einen dieser Gründe fokussieren oder beide im Blick behalten? Mehrfachzugehörig aufgrund der Migration wird eine Person, wenn sie (allein oder mit der Familie) in ein anderes Land umzieht und dort lang genug lebt, um ein Zugehörigkeitsgefühl zum neuen Land zu entwickeln und/oder eine amtliche Beglaubigung der Zugehörigkeit zu erhalten.<sup>4</sup> Wie lange ‚lang genug‘ wäre, kann nicht allgemein beantwortet werden, denn die Antwort hängt sowohl von individuellen Lebensumständen als auch von der Lebensphase ab, in der die Migration stattfand. Wenn Abu-Lughod die „Erziehung im Ausland“ als Erzeugerin einer binationalen Identität bezeichnet – gemeint ist hier der Internats- oder *college*-Besuch beispielsweise in Großbritannien durch Jugendliche aus dem Commonwealth – hebt sie diese besondere Form der Migration offenbar deshalb hervor, weil sie in einer besonders prägenden Lebensphase stattfindet und die Einbindung des Individuums in den Alltag einer sehr speziellen Institution beinhaltet. Allerdings nimmt

auch die Bedeutung der Aufenthaltsdauer ab, wenn man bedenkt, dass das klassische Modell der Auswanderung – einmal hin und nie mehr zurück – kaum noch zutrifft. Migration ist inzwischen durch die Zugänglichkeit von schnellen und billigen Reise- und Kommunikationsmitteln häufig eine „transnationale Migration“ geworden, die von Pendelbewegungen und Lebensphasen in verschiedenen Ländern gekennzeichnet ist (siehe Glick Schiller u.a. 1995, Pries 1997). Die Vergangenheit im Herkunftsland bleibt meist nicht nur ferne Vergangenheit, sondern die Beziehung dorthin wird oft aktiv gepflegt, weil man beispielsweise den Kontakt zur dort verbliebenen Familie aufrechterhalten möchte. Man lebt also sowohl hier als auch dort – im mehr oder weniger buchstäblichen Sinne. Binationale Paare erziehen aus ähnlichen Gründen ihre Kinder zweisprachig, damit sie einen lebendigen Kontakt zu ihren Großeltern haben können und sich mühelos dorthin und im Land bewegen können. Womöglich lebt die binationale Familie in einem Land, aus dem keines der Elternteile kommt – so könnten die Kinder sogar ‚trilingual‘ werden. Deshalb spielt der Faktor Abstammung besonders dann eine wichtige Rolle in der Erfahrung von Mehrfachzugehörigkeit, wenn sie durch Praktiken der Beziehungspflege gestützt wird. Sie kann konzeptionell nicht streng von der Bindestrich-Identität durch Migration getrennt werden. Die Projektgruppe entschied sich also, beide Arten der Mehrfachzugehörigkeit zu untersuchen.

Neben der Orientierung am *halfe*-Begriff von Abu-Lughod gab es weitere Gründe, Menschen mit Eltern aus unterschiedlichen Ländern zusammen mit Migranten und Migrantinnen gleichermaßen als mehrfachzugehörige Deutsche zu konzipieren. Die selbstverständliche Tatsache, dass in einer hochgradig mobilen Welt immer mehr Menschen eine national-ethnisch gemischte Biografie aufweisen werden, wird erst in einem Kontext zum Problem, in dem die ‚Einfachzugehörigkeit‘ verlangt wird. Diese Forderung ist nicht nur in der alltäglichen Frage nach der bevorzugten Nationalmannschaft bei der WM enthalten, sondern macht sich derzeit in der Debatte über die doppelte Staatsbürgerschaft in Deutschland bemerkbar. Nachdem sich die deutsche Politik bei der Gewährung von Staatsangehörigkeit nur langsam vom *ius sanguinis* lösen konnte, um nach dem *ius soli*-Prinzip denjenigen Menschen eine Staatsbürgerschaft zukommen zu lassen, die auf deutschem Boden geboren wurden, unabhängig von der Staatsangehörigkeit der Eltern, kommt das Abstammungsrecht doch durch die Hintertür wieder. Denn es dürfen in Deutschland nur diejenigen die doppelte Staatsangehörigkeit behalten, die sie aufgrund der Abstammung erhalten, das heißt, wenn mindestens ein Elternteil den deutschen Pass hat. Eine Mehrfachzugehörigkeit aufgrund der Migration wird vom deutschen Staat zum Zeitpunkt dieser Veröf-

fentlichung nicht anerkannt,<sup>5</sup> zumindest nicht nach dem 23. Lebensjahr. Danach werden *ius soli*-Deutsche wie Migranten und Migrantinnen behandelt: Sie müssen ausdrücklich erklären, dass sie die deutsche Staatsangehörigkeit behalten wollen und auf die Möglichkeit verzichten, eine zweite zu beanspruchen. So ist bei der Liberalisierung des Staatsangehörigkeitsrechts für Bindestrich-Deutsche ein Zwei-Klassen-Recht entstanden, das suggeriert, dass die Mehrfachzugehörigkeit nur über Abstammung legitim sei. Diese konzeptionelle Trennung und Hierarchisierung wollte unser Projekt auf keinen Fall reproduzieren.

Eine weitere Ungleichbehandlung von migrationsbedingten Mehrfachzugehörigen findet sich in wissenschaftlichen Diskursen, wenn sie Jugendliche mit nicht-deutschen Eltern als *lost in translation* bezeichnen (vgl. Hoffmann 1989). Die Probleme der Migrantinnen und Migranten der zweiten Generation werden dabei fokussiert, sie werden dabei beschrieben als zwischen zwei Welten gefangen, die sich gegenseitig nicht verstehen können. Das ‚halb-halb‘ steht dann für ‚niemals voll‘ – obwohl die Vorstellung einer ‚Vollidentität‘ schon länger in Frage gestellt worden ist. Stuart Hall hat bereits vor über 20 Jahren konstatiert, dass diese sich damals schon lange in der Krise befinde: Die ‚Identität‘ sei „dezentriert“, ‚zerstreut‘ und fragmentiert“ (1999 [orig. 1992], S. 393), also alles andere als ‚voll‘ und ‚ganz‘. Die Publizistin Isolde Charim bringt diesen Zustand mit der Idee der Säkularisierung in Verbindung, die sie von Charles Taylor übernimmt: „Selbst der überzeugteste Gläubige, selbst der glühendste Patriot gehört heute seiner Gemeinschaft nicht mehr voll an, sondern gewissermaßen nur noch nicht-voll. Nicht-voll heißt, dass die eigene volle Überzeugung und auch Bindung immer Bescheid weiß, dass sie nur eine Option unter anderen ist“ (2012, S. 13). Das ist *the new normal*, laut Taylor, für alle Menschen. Niemand hat eine ‚Vollidentität‘. Vor diesem Hintergrund muss die Frage also lauten: Welche Bedingungen sorgen dafür, dass die Mehrfachzugehörigkeit für die einen eher als Problem der ‚Zerissenheit‘ wahrgenommen wird, und für die anderen (etwa für die *qua* Abstammung Binationalen) eher nicht?

Die Beiträge in diesem Band stellen den Versuch dar, sich gegen diese „Überproblematisierung“ der Mehrfachzugehörigkeit zu stellen und stattdessen die Normalität des *Halbie*-Seins als Ausgangspunkt der Forschung zu nehmen (vgl. Sökefeld 2007b, S. 55). Dass in den Interviewgesprächen dennoch Konflikte und Probleme thematisiert wurden, widerspricht diesem Vorhaben nicht. Es ging nicht darum, kulturelle Vielfalt als ‚Multikulti-Paradies‘ zu zeichnen, sondern anzunehmen, dass die Bindestrich-Identität nicht vorrangig zu negativen Zugehörigkeitserfahrungen führt, sondern genauso zu positiven Erfahrungen prädisponieren kann, und in jedem Fall, dass sie einen Normalfall darstellt. Durch den all-

täglichen Medienkonsum, die Essgewohnheiten, das Reiseverhalten der in Deutschland lebenden Menschen ist es kaum möglich, davon zu sprechen, dass irgendwer eine rein ‚nationale‘ Lebensweise pflegt, selbst wenn das eigene soziale Netzwerk nicht weit ins Ausland reichen sollte (was aber auch immer seltener bei den vielen ausgewanderten Verwandten, binationalen Ehen im familiären Umfeld, Freunden und Kollegen im Ausland usw. der Fall ist). Alle Menschen partizipieren an einer Vielfalt von kulturellen Räumen, insofern sind wir alle in irgendeiner Form ‚Bindestrich‘. Diejenigen, die in der speziellen Form einer ethnisch-nationalen Mehrfachzugehörigkeit ‚Bindestrich-Deutsche‘ sind, werden hier in den Fokus genommen, aber nicht deshalb als besonders problematisch hervorgehoben.

Es muss an dieser Stelle allerdings betont werden, dass hiermit die Problematik der passenden, empirisch haltbaren und politisch korrekten Bezeichnung keineswegs als gelöst gelten kann. Martin Sökefeld bringt die Ratlosigkeit vieler Migrationsforscher/innen auf den Punkt, wenn er einerseits die Bezeichnungen ‚Migranten der x-ten Generation‘, ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘ oder ‚post-migrants‘ unbefriedigend findet, andererseits aber zugibt: „Ich kann leider keine idealen begrifflichen Alternativen anbieten, aber ich denke, wir sollten uns ernsthaft auf die Suche danach begeben“ (2007b, S. 55). Da weiter unten ausführlicher darauf eingegangen wird, soll hier lediglich der methodische Hinweis stehen, dass die Bezeichnung ‚Bindestrich-Deutsche‘ vor allem von den Forschenden gekommen ist. Von den Gesprächspartnern und -partnerinnen wurde sie unterschiedlich angenommen. Manche fanden sie sehr passend, andere überhaupt nicht, wiederum andere sagten, dass sie ‚manchmal‘ passt, ‚je nachdem‘. Die Verwendung des Wortes ‚Bindestrich-Deutsche‘ stellt also gewissermaßen ein Experiment dar. An ihm haben manche Beiträge in diesem Band als Analysebegriff festgehalten, andere nicht.

Im Sinne eines Verzichts auf die ursachenbedingte Unterscheidung von Mehrfachzugehörigkeit nahm sich das Studienprojekt ebenfalls bewusst vor, ein „ethnic group research design“ zu vermeiden. Uns leuchteten die Probleme damit ein, auf die Nina Glick Schiller und Ayşe Çağlar hinweisen: Die Verwendung von ethnischen Gruppen als Analyseeinheiten in der Migrationsforschung („Türken in Deutschland“; „Pakistanis in England“ usw.) sei ein Ergebnis des methodologischen Nationalismus der Sozialwissenschaften und verdecke signifikante Dimensionen der Migrations- und Zugehörigkeitserfahrung (2008, S. 40-42). Die Analyseeinheit war deshalb nicht die Gruppe, sondern ein bestimmtes Praxisfeld (Sprechen, Essen, Kleiden, Feiern usw.), das anhand von Interviews mit diversen Arten von Bindestrich-Deutschen ausgelotet wurde. Die Methode

des narrativen Interviews fokussierte vor allem Individuen; wo verallgemeinernde Aussagen von den Interviews abgeleitet werden konnten, bezogen sie sich nicht auf eine bestimmte Ethnizität, sondern auf die Gruppe der Menschen mit ethnisch-nationalen Bindestrich-Identitäten insgesamt. Binationalität oder Mehrfachzugehörigkeit war das Hauptkriterium für die Auswahl der insgesamt 70 Gesprächspartner/innen, egal aus welchen Ländern sie stammten. Ob sie eine ‚typische‘ oder eher seltene Zuwandererherkunft besaßen, ob sie von fern oder nah nach Deutschland gekommen waren, das alles spielte keine Rolle bei der Aufnahme ins Sample. Darüber hinaus kamen wir der Aufforderung Sökefelds nach, den Fokus nicht immer auf „städtische Problemgebiete“ zu legen (2007b, S. 55), indem wir Gesprächspartner/innen sowohl in Stuttgart, Tübingen, aber auch Umgebung gesucht haben.

## *Doing culture, doing belonging*

Was passiert, wenn während der Fußball-WM türkisch-stämmige Frauen, Männer und Jugendliche die deutsche Nationalmannschaft anfeuern? Was heißt das, wenn auf dem Auto eine brasilianische, eine kroatische und eine deutsche Fahne als Aufkleber angebracht sind, oder mein T-Shirt vorne eine US-amerikanische Fahne und hinten eine deutsche zeigt? Solche Akte können als Ausdruck einer kulturellen Zugehörigkeit verstanden werden: Weil ich mich innerlich mit diesen Ländern identifiziere, zeige ich das in Symbolen und symbolischen Handlungen. Dieses Verständnis kann als ‚Abbild-Theorie‘ bezeichnet werden: Das, was äußerlich wahrnehmbar ist, steht für oder reflektiert eine innere Haltung, ein Wissen und/oder ein Gefühl. Diese repräsentationstheoretische Auffassung hängt mit einer Perspektive auf ‚Kultur‘ zusammen, die als ‚mentalistisch‘ bezeichnet worden ist (vgl. Reckwitz 2003, S. 288). Sie hat den Nachteil, dass sie Strukturen – kulturelle Regeln, Werte, Kosmologien usw. – postuliert, die Menschen verinnerlichen und reproduzieren, aber dabei nicht wirklich berühren: Symbolisches Handeln stellt mentale Inhalte dar; das Mentale bleibt jedoch als Grundlage dieser Repräsentation unverändert. So wird es schwierig, die Wandelbarkeit der Kultur und der Selbstverständnisse der Menschen zu erklären.

Performative und praxistheoretische Ansätze versuchen, dieses Problem zu lösen, indem sie postulieren, dass das Tun nicht ein bloßes Ausdrücken von bereits vorhandenen Gedanken und Gefühlen darstellt, sondern dass das Innere mit dem äußerlich sichtbaren Handeln gemeinsam entsteht, bestätigt wird, aber auch verändert werden kann. Die Praxis-

theorie lenkt die Aufmerksamkeit auf die Akteure und Akteurinnen, die sich im Rahmen von großen Strukturen wie ‚Kultur‘ und ‚Gesellschaft‘ bewegen und bewegt werden.<sup>6</sup> Das, was sie tun und sagen, denken und fühlen, ist einerseits von den kulturellen Kontexten geprägt, die sie erleben und erlebt haben, andererseits werden die kulturellen Kontexte selbst durch das Tun und Sagen, Denken und Fühlen von den Akteuren und Akteurinnen gebildet. Die tagtäglichen Interaktionen von Menschen bestätigen und verändern die Verständnisse, die sie teilen. So wird deutlich, wieso Kultur ständig in Bewegung ist und als Prozess statt als starre Struktur verstanden werden muss. So auch die Selbstverständnisse der Menschen, die in diesem Prozess geprägt, bestätigt und verändert werden. Was in der Geschlechterforschung schon um 1990 als *doing gender* formuliert wurde, wird inzwischen auch in andere Bereichen der Identitätspraxis ausgedehnt: *doing ethnicity* und *doing culture* gehen Hand in Hand, wenn Kultur als Praxis verstanden wird (vgl. Hörning/Reuter 2004).

Aus dieser Perspektive kann Zugehörigkeit oder Identität nicht als *Eigenschaft* eines Menschen verstanden werden; stattdessen ist sie etwas, was er oder sie *tut*. Die Zugehörigkeit, die Menschen empfinden, die Identität, die sie für sich behaupten, wird ihnen von anderen zuerkannt oder aberkannt, was die eigene Empfindung wiederum prägt. Diese grundlegenden Dimensionen der Zugehörigkeit – das eigene Gefühl und die Anerkennung von außen – sind an ein Tun gebunden, kommen durch das Tun zustande: durch Sprechen, Erinnern und Bezeichnen, durch alte Gewohnheiten genauso wie durch bewusste Handlungen der Inklusion und Exklusion, durch viele kleine alltägliche Interaktionen. Seit vielen Jahren argumentieren Sozialwissenschaftler/innen dafür, den Begriff der ‚Identität‘, besonders im Sinne der ‚kollektiven Identität‘, aus dem analytischen Begriffsinstrumentarium zu entfernen.<sup>7</sup> Denn mit der Abkehr von einem Begriff der ‚Kultur‘ oder der ‚Nation‘ als etwas klar Abgegrenztes und in sich Einheitliches geht eine Kritik am Begriff der stabilen ‚Identität‘ einher, die mit solchen ‚Kulturen‘ oder ‚Nationen‘ verbunden wäre. Wenn aber Identität als *Praxis* verstanden wird, als ein Prozess des *doing identity*, dann kommt der Begriff dem sehr nahe, was hier unter ‚Zugehörigkeit‘ verstanden wird. Das englische Substantiv *belonging* bringt rein grammatikalisch dieses Verständnis zum Ausdruck: Als Gerundium ist *belonging* sowohl ein Substantiv, ein Zustand (*a sense of belonging*) als auch ein Verb, ein Tun, ein Zu-etwas-gehören (*belonging to*).

Dass Zugehörigkeit ein *doing* darstellt, soll nicht so verstanden werden, dass es von Menschen gefordert werden kann. Der praxistheoretische Ansatz dient nicht dazu, ‚Integration‘ als eine Frage der Willigkeit hinzustellen, nach dem Motto: Wer seine Zugehörigkeit zu Deutschland ‚tut‘,

zeigt damit seine Integrationsbereitschaft, während das *doing* einer woandershin orientierten Zugehörigkeit die Unwilligkeit beweist, hier anzukommen. *Belonging* kann nicht auf Knopfdruck und aus freien Stücken heraus hergestellt werden. Der dem *doing* zugrundeliegende Handlungsbegriff ist nicht die bewusste, intentionale Handlung, sondern die *Praxis*, die ein Tun bedeutet, das sowohl die intentionale Handlung als auch das unbewusste, habituelle, reflexartige Verhalten umfasst.<sup>8</sup> Natürlich kann sich das Zugehörigkeitsempfinden mit einem (unter Umständen mehr oder weniger bewusst angestrebten) Wandel in der Praxis verschieben, jedoch entsteht das *doing belonging* immer in der Interaktion – das heißt, es ist auch von den Praktiken anderer Menschen abhängig.

Wie freiwillig ist dann eine *halfie*-Identität? Das variiert von Fall zu Fall. Menschen mit einem deutschen und einem nicht-deutschen Elternteil, die in Deutschland aufwachsen, die womöglich ihren nicht-deutschen Elternteil nicht oder kaum kennen, müssten sich nicht zwangsläufig als *halfie* fühlen. Karen ist beispielsweise nur mit ihrer deutschen Mutter großgeworden und kennt ihren Vater nicht – sie weiß nur, dass er Amerikaner ist. Karen trägt den Nachnamen ihrer Mutter, ihre Haut und Haare sind eher hell, ihre Aussprache dialektal gefärbt, so dass niemand auf die Idee käme, sie hätte einen binationalen Hintergrund. Nur die Art, wie sie ihren Namen ausspricht („Kären“ mit amerikanischem „r“), hält diesen Teil ihrer Biografie lebendig. Aber sie müsste es nicht zwangsläufig. In den USA ist diese Möglichkeit (besonders in Bezug auf eine „unsichtbare“ afroamerikanische Herkunft) unter dem Begriff „*passing*“ bekannt.<sup>9</sup> Viele Mehrfachzugehörige haben diese Wahl nicht. Ihnen wird tagtäglich aufgrund ihres Aussehens, ihres Akzents oder ihres Namens ein „Nicht-ganz-deutsch-sein“ zugeschrieben – ob sie es wollen oder nicht. Der bereits erwähnte Philipp Rösler ist ein bekanntes Beispiel für jemanden, der im Radio aufgrund seines Namens und seiner Aussprache als deutsch wahrgenommen wird, im Fernsehen aber aufgrund seines Aussehens Fragen nach seiner Herkunft provoziert, mit denen er sich *nolens volens* auseinandersetzen muss. Ihm wird eine Mehrfachzugehörigkeit auferlegt; er wird von der Außenwelt darüber instruiert, dass er die Zugehörigkeit zu einem anderen Land neben Deutschland empfinden *soll*, auch wenn er von klein auf von deutschen Eltern in Deutschland erzogen wurde und kein anderes Land als Heimat kennt.<sup>10</sup>

Eine Identität entsteht also nicht durch die eigene Entscheidung oder Bestimmung allein, sondern auch durch die soziale Anerkennung oder Spiegelung dieser Selbstbestimmung – und diese kann verwehrt werden. Von außen werden zudem Erwartungen an und Zuschreibungen von Zugehörigkeit an Menschen herangetragen, die nicht in jedem Fall durch eigene Verortungen entkräftet werden können. Diese Erfahrun-

gen werden in einer breiten sozialwissenschaftlichen Literatur über die Erfahrung des ‚Andersseins‘ in Deutschland, das erlebte Othing, den Alltagsrassismus diskutiert und analysiert (vgl. u. a. Mecheril/Teo 1994; Mecheril 2003; Terkessidis 2004). Eine zentrale Erfahrung dabei ist die Ohnmacht im Hinblick auf die Wahrnehmung, die andere von einem haben. Selbst wenn man sich deutsch fühlt, wird man nicht als deutsch anerkannt. Umgekehrt kann ein Druck innerhalb der Familie herrschen, sich nicht ‚zu deutsch‘ zu fühlen, die Wurzeln im Herkunftsland nicht zu kappen, selbst wenn man sich nicht mit ihm identifiziert. Weil Eltern es für einen Wert halten, die Verbindung zum Herkunftsland aufrechtzuerhalten – sei es, weil es dort Familienmitglieder gibt, zu denen man den Kontakt nicht verlieren möchte, sei es aus ideellen Gründen –, erziehen sie ihre Kinder in diesem Bewusstsein, so dass die Kinder auch keine radikal freie Wahl darüber haben: Die halbe-halbe Identität gehört fortan zu ihrem biografischen Narrativ.

Diese Unfreiheit ist Teil der Auseinandersetzung um das Thema Bindestrich-Identitäten. Die Rede vom ‚Integrationswillen‘ der Migrantinnen und Migranten setzt voraus, dass das ‚Aufgehen‘ in der deutschen Mehrheitsgesellschaft etwas wäre, was überhaupt mit dem freien Willen zu tun hat. Wenn Menschen als ‚unintegriert‘ wahrgenommen werden, dann wird das auf ihre freie Entscheidung zurückgeführt, als ob es in ihrer Macht stünde, die Wahrnehmungen und Forderungen ihrer Umwelt zu steuern. Darüber hinaus kann eine mehr oder weniger bewusste Abwehrhaltung gegenüber der permanenten Integrationserwartung bei gleichzeitiger exkludierender Zuschreibung entstehen, die einem Freiräume schafft: Dazugehören will man ohnehin nicht, sondern einfach nur in Ruhe gelassen werden (Mannitz 2006; Kechaya 2013). Aus dem Teufelskreis dieser *agency*-Debatte (wer macht wen zum ‚Ausländer‘?) will dieser Band ausbrechen, indem hier nicht gefragt wird, ob die Pflege von hybriden Identitäten irgendetwas mit ‚Integration‘ zu tun hat. Stattdessen wird nach der Bedeutung der halbe-halbe Identität für die Akteure und Akteurinnen selbst gefragt. Es wird danach geschaut, was sie tun, um das Sowohl-als-auch für sich erfahrbar zu machen, und wie sie es tun. Dabei gehen wir davon aus, dass die bikulturelle Herkunft Nachteile in Form der sozialen Exklusion oder Diskriminierung mit sich bringen kann, aber auch positiv besetzte Erfahrungsdimensionen und ganz konkrete Vorteile hat.



## Begriffsreigen um Mehrfachzugehörigkeit

‚Zugehörigkeit‘ stellt schon allein deshalb den besseren analytischen Begriff für die Untersuchung kultureller Bindungen dar, weil wir daran gewöhnt sind, ihn im Plural zu verwenden. Während ‚meine Identitäten‘, ‚Zuhause‘ oder ‚Heimaten‘ uns schwer über die Lippen gehen, sind ‚Zugehörigkeiten‘ flexibler. Sie beziehen sich eher auf kleinere Einheiten (Familie, Freundeskreis, Glaubenstradition, Berufsstand, politische Orientierung, soziales Milieu), während ‚Identität‘ mit homogen gedachten und zur Naturalisierung neigenden Großkategorien wie ‚Geschlecht‘, ‚Nation‘ und ‚Kultur‘ in Verbindung gebracht wird. Wird ‚Heimat‘ als der Ort definiert, an dem man geboren wurde, kann sie logischerweise nur im Singular stehen. Die Definition setzt jedoch meist stillschweigend voraus, erstens, dass man dort auch aufgewachsen ist und/oder frühe, prägende Phasen der Kindheit und Jugend dort verbracht hat, und zweitens, dass eine gewisse kulturelle ‚Passung‘ zwischen sich, der eigenen Familie und dem Ort gegeben war – also, dass die Familie dort auch ‚zuhause‘ oder gar ‚integriert‘ war. Dass diese Voraussetzungen in den letzten Jahrzehnten für immer weniger Menschen zutreffen (wenn sie nicht schon immer chimärenhaft waren), erklärt vielleicht auch, weshalb der Begriff ‚Heimat‘ etwas ‚angestaubt‘ wirkt (vgl. Bausinger 2001, S. 122f.) – und ebenso die Idee der ‚Identität‘. Neue Wörter werden gesucht. „Der Begriff der Zugehörigkeit,“ so die Ethnologin Joanna Pfaff-Czarnecka, „nimmt wichtige Dimensionen des Identitätsbegriffs auf, ist aber besser geeignet, den gegenwärtigen Komplexitäten, Dynamiken und Feinheiten der menschlichen Beziehungen, ihrem situativen und prozesshaften Charakter, ihren Ambivalenzen und Paradoxien auf die Spur zu kommen“ (2012, S. 10f.). Menschen, die – wie Stuart Hall noch dachte – „für immer aus ihren Heimatländern zerstreut wurden“ seien nicht einheitlich und zu vereinheitlichen, „weil sie unwiderruflich das Produkt mehrerer ineinandergreifender Geschichten und Kulturen sind und zu ein und derselben Zeit mehreren ‚Heimaten‘ und nicht nur einer besonderen Heimat angehören“ (Hall 1999, S. 435). Für diese Mehrfachzugehörigkeit braucht es Begriffe, die Pluralität und Vermischung zum Ausdruck bringen.

Halls Vorschlag, hier von ‚Hybridität‘ zu sprechen, wie auch Homi Bhabhas Idee eines „dritten Raums“ (*third space*) der Hybridität (1990, 2000a) ist von weiten Bereichen der Sozial- und Kulturwissenschaften als Alternative zu einem essentialistischen und normativen Kultur- und Subjektivitätskonzept gern aufgegriffen worden. ‚Hybridität‘ harmonierte mit anderen Begriffen, wie ‚Synkretismus‘ und ‚Creolisierung‘, die bereits in der Ethnologie in Verwendung waren.“ Zugleich wird der Begriff kritisiert, weil er paradoxerweise die ‚Kulturen‘ als in sich abgeschlossene

Einheiten voraussetzen muss, die er dann durch die Verschmelzung aufzulösen versucht (vgl. Çağlar 1997, S. 172). Es ist mitunter gar von einer „Anti-Hybriditäts-Bewegung“ in den Wissenschaften die Rede (Nederveen Pieterse 2005). Somit scheint die Befürchtung berechtigt, der rasante Aufstieg der Idee der Hybridität in Wissenschaft, Öffentlichkeit und Kommerz könnte Nachteile haben, wenn der Begriff dadurch wie eine „Sternschnuppe verglüh[t]“ statt „ihr Innovationsversprechen einzulösen und die jetzige Welt nachhaltig zu postmodernisieren“ (Ha 2005, S. 13).

Letztlich hat sich die Projektgruppe entschieden, mit dem Begriff ‚Hybridität‘ ähnlich zu verfahren, wie mit ‚Bindestrich‘: Als analytische Kategorie – in welcher Formulierung auch immer – wird er herangezogen, um einen Untersuchungsgegenstand zu konstituieren. Im Sinne des *doing culture* wäre die Herstellung einer hybriden Identität auf Praktiken angewiesen, auf alltägliche Interaktionen und Handlungen, die die Mehrfachzugehörigkeit spürbar machen, sie immer wieder aktualisieren, also: Wie wird Hybridität gelebt, wo macht sie sich im Alltag fest, wo wird sie ‚praktiziert‘? Mit dieser Frage sind wir ins Feld gezogen – und mussten feststellen, dass manche Gesprächspartner sich bemühten, eben nicht (oder nicht immer) ‚hybrid‘ zu sein. Sie konnten einerseits viel Vergnügen daran haben, sich als ‚halb-halb‘ oder ‚gemischt‘ zu erleben, besonders wenn sie mit anderen zusammen waren, die ihr Verständnis davon teilten; sie konnten aber auch eine Befriedigung daraus ziehen, klar zwischen den Praktiken zu trennen, die sie mit der einen oder anderen Kultur verbanden, sich mal so richtig in die eine oder andere Kultur einzutauchen und sie als ‚rein‘ und ‚authentisch‘ zu erleben. Manche Gesprächspartner und -partnerinnen waren der Meinung, sie könnten in einer binationalen Ehe nicht glücklich werden, und einige hielten es für wichtig, ihr Deutsch nicht mit anderen Sprachen zu vermischen. Letztlich aber spielten alle mit Praktiken der ‚Hybridität‘ ebenso wie mit jenen der ‚Reinheit‘ und bezogen aus beiden, je nach Bedürfnis, sinnstiftende (und oft vergnügliche) Erfahrungen.

In der neueren Migrationsforschung ist das Bemühen erkennbar, eine passende Bezeichnung für die Menschen zu finden, die im Fokus ihrer Analysen stehen. Aus den früheren ‚Gastarbeitern‘, ‚Ausländern‘ und ‚ausländischen Mitbürgern‘ wurden ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘ – ziemlich bald nach dem Fall der Mauer und der damit verbundenen neuen Mobilität in Europa. Auch wenn sich kaum jemand mit diesem Begriffsungetüm zufrieden erklärt – und mit der Abkürzung ‚Memimi‘ scheint sich auch keiner anfreunden zu wollen – war mit seiner Etablierung etwas Wichtiges gesagt worden: Es macht einen Unterschied, mit welchen Kategorien Menschen bedacht werden. Bezeichnungen sind

nicht unerheblich, denn sie prägen die Wahrnehmung. Die Politologin Naika Foroutan stellt deshalb etwas ungeduldig fest: „Es ist an der Zeit, eine Bezeichnungspraxis zu etablieren, welche die hybride Alltagsrealität [...] erfasst“ (2010, S. 12). Das derzeit wohl gebräuchlichste Wort ‚Migrant/in‘ tut dies nicht, denn es zeigt nur Bewegung an, und keine Sesshaftigkeit. ‚Immigrantin‘ und ‚Einwanderer‘ signalisieren zumindest mit ihren Vorsilben ein ‚ankommen‘ in Deutschland (während dem von der Politik bevorzugten Wort ‚Zuwanderer‘ der Willkommengestus vollkommen abgeht), und ‚Postmigrant/in‘ signalisiert den ‚Hintergrund‘, weil die Migration selbst nicht aktiv erlebt wurde. Schließlich werden aber mit allen diesen Wörtern die Menschen nicht als *Deutsche* bezeichnet und können somit nicht dazu beitragen, unsere Wahrnehmung davon, was ‚Deutschland‘ ist, an die real-existierenden Verhältnisse anzupassen.

Eine Bezeichnung zu finden, die sowohl das ‚Deutsche‘ als auch das ‚Nichtdeutsche‘ in einem Wort einigermaßen wertneutral zusammenbringt, ist allerdings keine leichte Aufgabe. Paul Mecheril und Thomas Teo schlugen 1994 vor, Deutsche, die aufgrund ihres Aussehens als Fremde angesehen werden, als „Andere Deutsche“ zu bezeichnen. Das Problem, dass im alltäglichen Gebrauch das Otherring durch dieses Wort eher reproduziert als reflektiert wird, liegt auf der Hand. Das Wort „Neudeutsche“ schaffte es bei einer Umfrage der *tageszeitung* in die engere Auswahl<sup>12</sup> und bei einem von Foroutan geleiteten Forschungsprojekt wird die Kategorie „Neue Deutsche“ vorgeschlagen. Sie „bezeichnet allgemein Menschen, die über eine deutsche Staatsbürgerschaft (auch Mehrfachbürgerschaft) und einen Migrationshintergrund verfügen.“<sup>13</sup> Aber auch dieser Begriff hinkt etwas, denn nicht alle, die sich als (zumindest halbe) Deutsche verstehen, haben einen deutschen Pass, und sehr häufig leben *halfies* seit Jahrzehnten und Generationen in Deutschland und sind somit alles andere als ‚neu‘. In der Umgangssprache etablieren sich wieder andere Bezeichnungen, bei denen der Spieß auch umgedreht wird: ‚Biodeutsche‘, der neue Slang für Menschen *ohne* Migrationshintergrund, vergleicht auf ironische Weise Menschen mit Gemüse und spielt dadurch ganz offen mit den Kategorien ‚rein vs. unrein‘, ‚natürlich vs. künstlich‘ und ‚heimisch vs. importiert‘.

Für die Bindestrich-Lösung spricht, dass dadurch die verschiedenen Gründe der kulturellen Hybridität unter einen Hut gefasst werden können. Die Bezeichnung ‚Bindestrich-Deutsche‘ stellt die Mehrfachzugehörigkeit affirmativ in den Vordergrund, ohne dabei das Deutschsein zu unterschlagen. Sie weist nicht primär auf eine Migration hin, die irgendwann irgendwo in der eigenen Biografie oder der Familiengeschichte stattgefunden haben muss, sondern auf die gegenwärtige, gelebte Re-

alität des Sowohl-als-auch im eigenen Selbstverständnis und in der Alltagspraxis. Das bedeutet auch, dass Menschen, deren Herkunft am französisch oder polnisch klingenden Nachnamen zwar abgelesen werden kann, selbst aber keinerlei Bindung zu diesen Ländern verspüren oder ausüben, einfach nur ‚deutsch‘ sein können. Es ist durchaus denkbar, dass in nur wenigen Jahrzehnten italienisch und türkisch klingende Namen genauso selbstverständlich als ‚deutsch‘ empfunden werden, wie heute schon Schimansky und Dumont. Wer aber – aus welchen Gründen auch immer – die Mehrfachzugehörigkeit als Teil seiner/ihrer Lebensrealität empfindet, kann über eine Bindestrich-Bezeichnung diese zum Ausdruck bringen.

*Hyphenated identities* sind besonders in den sog. ‚klassischen Einwanderungsländern‘ ganz selbstverständlich. Ein ähnlich ungezwungener Umgang mit solchen Bezeichnungen im Deutschen erscheint vielen als ‚inauthentisch‘, was aber möglicherweise nichts anderes ist als der Rest eines Gefühls aus der Zeit, als sich Deutschland dezidiert nicht als Einwanderungsland verstehen wollte. Werner Schiffauer weist darauf hin, dass es anders als in Nordamerika „hierzulande keinen symbolischen Raum für Immigranten im Diskurs gibt. Dies reflektiert sich in den Schwierigkeiten, adäquate Bezeichnungen für diese soziale Gruppe zu finden: Sie wirken gezwungen (wie ‚Deutsche mit Migrationshintergrund‘), artifiziell (wie ‚Deutsch-Türken‘), schlicht falsch (wie die Bezeichnung ‚Ausländer‘ [...]) usw.“ (2008, S. 98). Aber wieso soll ‚Deutsch-Türke‘ artifizierter sein als ‚German-American‘ oder ‚Chinese-Canadian‘? Letztere Bezeichnungen erscheinen nur deshalb weniger artifiziert, weil dahinter eine Vorstellung von einem ‚Einwanderungsland‘ als ‚rein politische‘ Einheit und Identität steckt, die mit einem dann eher ‚kulturell‘ konnotierten Attribut verknüpft werden kann. Abgesehen davon, dass diese Vorstellung von ‚American‘ und ‚Canadian‘ als ‚rein politisch‘ entschieden hinterfragt werden muss, scheint in einem gedachten Gegensatz zu ihnen in dem Wort ‚deutsch‘ für viele noch die ‚Kulturnation‘ tief verankert zu sein; als rein politische Identität lässt es sich wohl schwerer denken.<sup>14</sup> Der Bezeichnung ‚deutsch‘ hafte, so Schiffauer, ein „Homogenitätswang“ an, der sich unter anderem aus der Unfähigkeit der Mehrheitsgesellschaft (vertreten insbesondere durch die Schule) ergibt, ethno-nationale Identitäten als hybrid zu denken (ebd.). Deshalb würden Migrantinnen und Migranten sich leichter tun, sich mit der Stadt, in der sie wohnen, zu identifizieren, als zu sagen, sie seien ‚deutsch‘. Dieser recht pessimistischen Annahme wäre mit Foroutan entgegenzuhalten, dass man „die Fähigkeit der Etablierung von Bezeichnungen nicht unterschätzen [darf]. Auch das Wort Migrationshintergrund war vor fünf Jahren noch neu“ (2010, S. 12). Das Verständnis des ‚deutschen Volks‘ oszilliert seit Jahrhunderten zwi-

schen *demos* und *ethnos*; der „Homogenitätszwang“ ist historisch nicht begründbar.<sup>15</sup>

Aber wie die meisten sensiblen Themen im öffentlichen Diskurs in Deutschland hat auch dieses eine besondere Geschichte im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus. Denn der kannte selbstverständlich auch Bindestrich-Deutsche, nämlich die sogenannten ‚Volksdeutschen‘: Menschen deutscher Herkunft, die im Ausland lebten, in erster Linie deutsche Minderheiten in Ost- und Südosteuropa, deren Siedlungen aus der frühen Neuzeit stammen. Sie waren als ‚Russlanddeutsche‘ oder ‚Ungarndeutsche‘ bekannt, Bezeichnungen, die für die heutigen sog. Spätaussiedler noch verwendet werden, denen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu dieser ethnischen Minderheit umstandslos die deutsche Staatsbürgerschaft zuerkannt wird. Eine breitere Kategorie, die diese einschließt, ist ‚Auslandsdeutsche‘. Diese umfasst auch die Deutschen, die in die Überseekolonien des Deutschen Reichs bis 1915 auswanderten, deren Nachkommen sowie deutschsprachig gebliebene Siedlungen in Nord- und Südamerika, Kanada, Australien und Neuseeland.<sup>16</sup>

Es drängt sich also der Verdacht auf, dass zumindest im deutschen Sprachgebrauch die Reihenfolge der Zugehörigkeiten nicht beliebig ist, sondern dass das Hauptwort auch die ‚Haupt‘-Zugehörigkeit kennzeichnen soll.<sup>17</sup> Dieser Logik folgend wäre es an jedem und jeder Einzelnen zu entscheiden, ob er/sie sich als Deutsch-Britin oder Schottisch-Deutsche, Deutschpolen oder Polnisch-Deutschen, Deutschkoreaner oder Koreanisch-Deutschen bezeichnen möchte – wenn er/sie sich denn überhaupt als ‚deutsch‘ zu erkennen geben will. Die Abneigung, sich mit der ‚Nation Deutschland‘ zu identifizieren, ist nicht nur unter Migrantinnen und Migranten verbreitet, die hier tagtäglich eine Zurückweisung und Otherring erleben, sondern auch unter den ‚Deutsch-Deutschen‘ selbst: Sei es aufgrund der Geschichte, sei es aus einem stark empfundenen Individualismus heraus – die Abwehr der nationalen Zuschreibung ist unter Deutschen nichts Ungewöhnliches. Und gerade weil sie ‚typisch deutsch‘ sind, würden sich viele Bindestrich-Deutsche lieber auf die kleinere regionale Einheit beziehen und sich gern als Schwäbo-Kroate, Kubanisch-Sachse, hessische Japanerin oder Iranofranke vorstellen, oder auch als Stuttgarter Grieche, Türkisch-Neuköllnerin oder amerikanische Münchenerin. Analog zu der schlesischen Kurpfälzerin oder dem saarländischen Schwaben würde dadurch noch deutlicher, dass auch die Wahlheimat eine ‚echte‘ Heimat ist.

Es könnte ein neuer Umgang mit der Bezeichnung ‚deutsch‘ etabliert und eingeübt werden, bis er genauso wenig „artifizuell“ wirkt wie die Hybridität im deutschen Alltag allgemein. Der Einwand, dass *hyphenated identities* kulturalisierend wirken und Ethnizität wieder festschreiben

(vgl. Çağlar 1997), ist damit vielleicht nicht ganz entkräftet. Andererseits geht es gerade darum, die Vielfalt ethnischer Zugehörigkeitspraktiken und -gefühle sichtbar zu machen und zu entproblematisieren. Eine Verwischung der Herkunft oder des ethnischen Hintergrunds durch einen undeutlichen Begriff wie „Neue Deutsche“ scheint keine *per se* bessere Lösung darzustellen. Wenn Deutschland schon längst (und schon immer) ethnisch heterogen (gewesen) ist, kann man gute Argumente dafür anbringen, diese Heterogenität in den Bezeichnungspraktiken durchscheinen zu lassen.

## Soziale und emotionale Praktiken der Mehrfachzugehörigkeit

Die Menschen, die die Projektgruppe in den Blick nimmt, mögen alle der Definition von „transmigrant“ genügen – sie leben „in social networks that connect them to two or more societies simultaneously“ (Glick Schiller u.a. 1995, S. 11). Sie bewegen sich zwischen diesen Gesellschaften mal mehr, mal weniger; hier sollen sie vor allem durch die Linse ihrer *homing-* und *belonging-*Praktiken betrachtet werden. Uns interessiert also eher das Stationäre, das, irgendwann von Mobilität bedingt, mehrere Orte in sich vereint.<sup>18</sup> Wie sieht das ‚Zweiheimischsein‘ im Alltag in Deutschland aus? Wenn die Beheimatung eine Praxis ist, die Zugehörigkeit schafft, so wäre bei Menschen mit Mehrfachzugehörigkeit danach zu fragen, „unter welchen Bedingungen und auf welche Weise [sie] sich an und zwischen Orten einrichten und soziale wie emotionale Zugehörigkeiten konstituieren.“ Diese von Beate Binder gestellte Frage (2010, S. 203) wurde im Laufe des Projekts zu einer immer bedeutenderen, da es neben dem Versuch der Entproblematisierung der Mehrfachzugehörigkeit ebenso galt, den „hegemonialen Diskurs der Entwurzelung und Zerrissenheit“ (ebd., S. 194) zu entkräften, mit denen Migrantinnen und Migranten aufgrund eines statischen und auf einen Ort begrenzten Heimatbegriffs konfrontiert werden. Beheimatung als Praxis besteht nämlich unter anderem darin, eine Vielzahl von Begriffen der Heimat, Verwurzelung und Zugehörigkeit zu entwerfen, die der eigenen Lebensrealität entsprechen. So verwundert es kaum, dass viele der Gesprächspartner/innen ihre Heimat selten an einen Ort festgemacht haben, sondern an mehreren oder zwischen Orten, oder an der Familie, unabhängig vom momentanen Aufenthaltsort. Für die meisten war deshalb der Begriff ‚Zuhause‘ sinnvoller als ‚Heimat‘, die viel zu voraussetzungsreich daherkam, um dem zu entsprechen, wie die Menschen selbst ihr Zugehörigkeitsempfin-

den erleben und ausleben. Vor allem schien es unmöglich, ‚Heimat‘ objektiv festzulegen (etwa als Geburtsort); sie war vielmehr eine subjektiv empfundene Größe, ein Ort des Sich-Wohlfühlens und der Sicherheit, den man sich selbst schaffen kann.

Weil die Frage nach der Zugehörigkeit im Laufe der Gespräche fast zwangsläufig zu einer Thematisierung von ‚Heimat‘ oder vielmehr ‚Beheimatung‘ führte, zieht sie sich wie ein roter Faden durch alle Beiträge des Bandes. Besonders relevant wurde das Thema ‚Beheimatung‘ jedoch in den Beiträgen, die im dritten Abschnitt unter der Überschrift *Mobilität* zusammengefasst wurden, denn Bewegung und Heimat stellen genau den (scheinbaren) Widerspruch dar, der mit einem praxisorientierten Verständnis von ‚Beheimatung‘ aufgelöst wird. Saskia Pokrzywa sprach mit Migrantinnen und Migranten jüdischen Glaubens darüber, wie sie es schaffen, ihre religiösen Feste in einem Land zu organisieren, in dem der notwendige Rahmen (gesetzliche Feiertage, Zutaten für die Zubereitung des Festessens) fehlt. Das Erlebnis des (notgedrungen) ‚hybriden‘ Festes, das mit dem Vorhandenen zurechtkommt, ist eine Abweichung vom bisher Bekannten, über die sie aber nicht zwangsläufig unglücklich sind. Uyen Binh La und Lisa Schöpp haben in ihren miteinander verbundenen Beiträgen herausgearbeitet, dass hochqualifizierte Migrantinnen und Migranten nach relativ kurzer Zeit ein Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland über ihren Beruf entwickeln können, weil sie merken, dass ihre Fähigkeiten dort gebraucht werden. Im Privatleben wiederum dauert es viel länger; dort werden sie eher mit Exklusionserfahrungen konfrontiert, die ihnen das Gefühl vermitteln, vielleicht nie als ‚deutsch‘ akzeptiert werden zu können, selbst wenn sie es so wollten. Dass unbeschwerter Mobilität logistisch nur von einer rechtlich anerkannten ‚Heimat‘ aus vonstattengehen kann, verdeutlicht der Beitrag von Eva Hummel über die Pragmatik der Doppelpass-Besitzer/innen. Er diskutiert die eine Hälfte der Bedeutung von doppelter Staatsangehörigkeit, während der Aufsatz von Melanie Rautscher die emotionale Seite betrachtet: Wie wichtig ist der Doppelpass für das Gefühl der doppelten Zugehörigkeit?

Elisabeth Socha leitet mit ihrem Beitrag zu Kleidungspraktiken den Abschnitt Körper ein und verweist darauf, dass die Herkunft „auf den Körper [...] geschrieben“ wird. So stellt sich die Frage, inwiefern dies auch für eine mehrfache Herkunft und Zugehörigkeit gilt. Das Erscheinungsbild eines Menschen besteht aus einem Komplex an Merkmalen, die gedeutet werden: Haut- und Haarfarbe, Geschlechtsperformanzen und schichtspezifischer Habitus (der klassische Dreiklang von *race*, *class* und *gender*) gehören ebenso dazu wie der Name, der Akzent beim Sprechen, die Gestalt des Körpers und das Styling der Haare und der Kleidung. In der Erzeugung des Gesamteindrucks einer bestimmten Her-

kunft können sich diese verschiedenen Marker gegenseitig verstärken oder konterkarieren und Menschen können teilweise damit kreativ umgehen. Socha arbeitet heraus, wie das Zugehörigkeitsempfinden bei solchen Körperpraktiken häufig als ‚Wohlfühlen‘ beschrieben wurde. Eine bestimmte Art gekleidet zu sein ist ‚bequem‘ und fühlt sich ‚richtig‘ an. Diese Wahrnehmung deckt sich mit der vom Essen, das an ‚Heimat‘ erinnert. Im Englischen nennt man es ‚comfort food‘ wenn ein Essen einen tröstet (*to comfort*) oder auch Behaglichkeit (*comfort*) vermittelt, weil es an Familie oder an Vertrautes aus der Vergangenheit erinnert. Der Beitrag von Christine Hieke und Claire-Marie Vagedes erkundet die Art und Weise, wie Menschen ihre mehrfache Herkunft über Essen erleben. Dabei zeigte sich ein deutlicher Unterschied zwischen den privaten Esspraktiken in der Familie – bei denen gern Spätzle mit Sojasoße oder indischem Dal gegessen werden – und den stärker auf ‚ethnisch‘ getrimmten Kochpraktiken für Gäste.

Das Wohlfühlen in seiner oder ihrer Haut hängt auch damit zusammen, wie man sich im Umgang mit anderen Menschen ‚gibt‘. Der Beitrag von Lina Maria Gerigk zeigt, dass die Praktiken, anhand derer Menschen Geschlechterrollen ausagieren, mit einer ethnischen Kodierung versehen werden können. So wird es möglich, durch die Art, wie jemand ‚Frausein‘ versteht, eine Mehrfachzugehörigkeit auszuleben. Daraus entstehen auch Konflikte, da die Geschlechterpraktiken moralisch aufgeladen sind. Wenn beispielsweise Migranten und Migrantinnen der zweiten Generation andere Geschlechterrollen verinnerlicht haben als in der Familie akzeptiert, so wird laut Gerigk eine Distanzierung auf verschiedenen Ebenen nötig. Vom eigenen Körper kann man sich jedoch kaum distanzieren: Das erleben besonders intensiv Menschen in Deutschland, die als Kinder aus dem nichteuropäischen Ausland adoptiert wurden. In ihrem Aufsatz weist Meltem Köybasi an einem Beispiel darauf hin, dass, auch wenn man nur in Deutschland mit einer deutschen Familie lebt, man aufgrund des Aussehens als ‚anders‘ wahrgenommen wird. Ein schwarzer Schwabe, der nur Dialekt spricht und nie woanders gelebt hat, muss sich dennoch erklären. Die Frage nach Mehrfachzugehörigkeit wird von außen an ihn herangetragen: „Woher kommst Du wirklich?“

Den Inbegriff einer Bindestrich-Identität scheint die Bilingualität darzustellen. Ein ganzer Abschnitt dieses Bandes ist den Sprachpraktiken mehrfachzugehöriger Menschen in Deutschland gewidmet, weil alle Gesprächspartner/innen der Sprache eine hohe Bedeutung bei der Frage nach dem Empfinden und der Anerkennung von Zugehörigkeit beigegeben haben. Sprache gehört zu den wichtigsten Merkmalen, an denen kulturelle Zugehörigkeit festgemacht, praktiziert und erlebt werden kann, was sich unter anderem darin äußert, dass die Sprachen an die Kin-



der weitergegeben werden. Friederike Hammer zeigt in ihrem Beitrag, dass die Weitergabe der Sprache viele Gründe hat – emotionale und praktische – und vom „sprachlichen Markt“ (Bourdieu) nie unberührt bleibt. Mehrsprachige Kinder werden in der Schule dann mit einem strengen Sprachregime konfrontiert („hier wird deutsch gesprochen!“), das sich in andere Bereiche ihres Selbstverständnisses übersetzt. Etienne Gallert fand in einer Förderschule mit vielen mehrsprachigen Kindern eine Norm des Multikulturalismus vor – „Miteinander unter Betonung und Wahrung der Differenz“ –, die wenig Raum für Hybridität zu lassen scheint. Diese Kinder konnten Bindestrich-Bezeichnungen nicht auf sich beziehen.

Dieses Sprachregime setzt sich im Erwachsenenalter fort, wie Oxana Guskova in ihrem Beitrag darstellt. Auch wenn es im Alltag dazugehört, die Sprachen, die man kennt, miteinander zu vermischen, sind sich alle bilinguale Menschen des ‚Reinheitsgebots‘ sehr bewusst, das sie in der Schule mitbekommen haben. Daher bemühen sie sich um eine möglichst ‚reine‘ Sprache, wenn es darum geht zu zeigen, dass man ‚voll‘ zu dieser Sprachgemeinschaft dazugehört; Mischung findet in dem Moment statt, in dem man mit anderen bilingualen Menschen ‚unter sich‘ ist. Aufbauend auf Erkenntnissen und Theoremen der Sprachwissenschaft konstatieren die in diesem Abschnitt versammelten Beiträge, dass trotz des Bewusstseins einer Sprachnorm der Kontakt zwischen Sprachen (und Dialekten) immer mehr neue, hybride Formen produziert, die sich dazu eignen, ein Mehrfachzugehörigkeitsempfinden zu pflegen. Solche Sprachkontakte finden unter anderem in der Paarbeziehung statt, wie Lea von Piotrowski in ihrem Beitrag zeigt: Binationale Paare üben miteinander Sprachpraktiken ein, die aus der Gratwanderung zwischen dem essentialisierenden Druck der Außenwelt und der eigenen hybriden Realität entstehen.

Die alltägliche Beheimatung in Deutschland bei gleichzeitiger Verortung woanders ist ein andauernder Prozess des *doing belonging*. Mit den hier untersuchten Feldern ist nur ein Teil der Lebensbereiche abgedeckt, in denen Mehrfachzugehörigkeit als Praxis stattfindet. Sie sollen aber einen Einblick bieten in die Art und Weise, wie Menschen ihr Selbstverständnis als ‚sowohl-als-auch‘ im Alltag organisieren, pflegen und kommunizieren. Diese Praktiken fügen sich zum Teil in diskursive Regimes des Multikulturalismus ein, die das Wahre der Differenz in einem friedlichen, toleranten Nebeneinander von als abgrenzbar und in sich homogen gedachten ‚Kulturen‘ hochhalten. Oft aber kommen Praktiken zum Vorschein, die diese scheinbar klaren Abgrenzungen unterwandern, weil kulturelle Praktiken immer zur Vermischung neigen, aber vielleicht auch, weil Menschen ihre mehrfache Selbstverortung auf diese Weise ausleben.

- 
- 1 Dieses Bild war damals auch Anlass zu Debatten darüber, ob es sich bei dieser Fußballbegeisterung um Patriotismus handle, ob dieser in Ordnung sei, ob er das Verhalten der Deutschen dauerhaft verändern würde usw. Siehe dazu Götz 2011 und *Aus Politik und Zeitgeschichte* 01-02/2007, Thema „Patriotismus“ (<http://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/30722/patriotismus>).
  - 2 Dass Nationalspieler selbst ihre Mehrfachzugehörigkeit mit eigenen Inszenierungen erkennen lassen können (und die von den Medien als ‚Zerrissenheit‘ gedeutet werden), zeigt das Beispiel Lukas Podolski: Nach einem Spiel der EM 2008, in dem seine Tore für den Sieg über die polnische Nationalmannschaft sorgten, streifte er als einziger deutscher Spieler das Trikot der gegnerischen Mannschaft über und ging auf die Tribüne zu, um seine polnische Verwandtschaft öffentlich zu umarmen (Rosentritt 2008). Für diesen Hinweis danke ich Matthias Klückmann.
  - 3 Das soll allerdings nicht heißen, dass diese Kategorien absolut aus der Analyse ausgeschlossen werden sollen, weshalb sie in manchen Beiträgen auch vorkommen.
  - 4 Will Kymlicka unterscheidet hier zwischen ‚institutioneller‘ und ‚mentaler Integration‘ (2005, S. 176-184).
  - 5 Außer wenn sich die andere Staatsangehörigkeit auf EU-Länder (mit Ausnahmen) oder die Schweiz bezieht, siehe Staatsangehörigkeitsgesetz (StAG) §12, Absatz 2. Zu den Komplexitäten dieser Gesetzeslage siehe den Beitrag von Eva Hummel und Melanie Rautscher in diesem Band.
  - 6 Einen Überblick über die diversen miteinander verwandten, jedoch nicht in allen Punkten deckungsgleichen praxistheoretischen Ansätze bietet Reckwitz 2003.
  - 7 Ein *locus classicus* dieser Debatte: Brubaker/Cooper 2000; neuerdings im Zusammenhang mit dem Vorschlag, stattdessen von ‚Zugehörigkeit‘ zu sprechen: Pfaff-Czarnecka 2012. Die volkscundliche Kulturwissenschaft hat am Begriff eher festgehalten, jedoch immer in kritischer Auseinandersetzung, siehe hierzu Bausinger 1999.
  - 8 Mehr zum Handlungsbegriff der Praxistheorie bei Reckwitz 2003, S. 291-93.
  - 9 Von ‚*racial passing*‘, das heißt: ‚*passing for white*‘ = könnte für eine/n Weiße/n gehalten werden. Einige Studien zu diesem Phänomen stammen aus dem Bereich der Literaturwissenschaft/Cultural Studies, z.B. Wald 2000. Er ist mit dem Begriff des ‚*ethnic drag*‘ verwandt, den die Theaterwissenschaftlerin Kathrin Sieg am Beispiel deutscher Bühnen geprägt hat (2002). Allerdings scheint ‚*passing*‘ als Konzept bis jetzt kaum in der deutschsprachigen sozial- und kulturwissenschaftlichen Literatur rezipiert worden zu sein.
  - 10 Diese Formulierung habe ich von einer Bemerkung des Historikers und Religionsethologen Paul Christopher Johnson übernommen: „Diasporic possibilities are most notoriously constrained by race, especially in the case of the African diaspora. Consider, on this score, the recent case of the famous Italian soccer player, Mario Balotelli, who heard chants of ‚There are no black Italians!‘ from opposing fans [...]. Here was an imposed African diasporic consciousness: Balotelli was instructed by white Italians that he must be necessity name Africa rather than Italy as his horizon of identity, even though he was Italian born and bred“ (2012, S. 109, Anm. 4). Zu der Problematik einer ‚aufgezwungenen‘ Mehrfachzugehörigkeit siehe den Beitrag von Meltem Köybaşı in diesem Band.
  - 11 Vor allem als ‚Creolisierung‘ ist das Hybriditätskonzept schon in den 1980er Jahren aus der Erforschung lateinamerikanischer Gesellschaften hervorgegangen, vgl. Stewart 2007. Zum noch viel älteren Konzept des ‚Hibridismus‘ in der Volkskunde, siehe Johler 2012.
  - 12 [http://blogs.taz.de/hausblog/2010/12/08/migra\\_und\\_neudeutscher\\_am\\_beliebtesten](http://blogs.taz.de/hausblog/2010/12/08/migra_und_neudeutscher_am_beliebtesten) (zuletzt geändert 8.12.2010). Bei der gleichen Umfrage schlugen 21% vor, doch bei „Mensch mit Migrationshintergrund“ zu bleiben, was vielleicht für eine zunehmende Gewöhnung an den Begriff spricht.

- 13 Das Forschungsprojekt „Hybride europäisch-muslimische Identitätsmodelle (HEYMAT)“ wurde von der Volkswagenstiftung gefördert und lief von April 2008 bis Juli 2013. Zum Teilprojekt „Neue Deutsche“ siehe [http://www.heyamat.hu-berlin.de/neue\\_deutsche](http://www.heyamat.hu-berlin.de/neue_deutsche) (zuletzt geändert: 22.02.2013).
- 14 Vor diesem Hintergrund ist die Bezeichnung ‚Deutschlandtürken‘, die im Studienprojektband *Dazu gehören zwei* (Warneken 2006) verwendet wird, eine interessante Lösung: ‚Deutschland‘ (statt ‚deutsch‘) hebt die politische Einheit und somit auch eine ‚rein politische‘ Zugehörigkeit hervor.
- 15 Vgl. Koselleck 1992, S. 147-9 und den gesamten Artikel. Ganz am Schluss stellt Koselleck die Frage, „ob oder inwieweit der Begriff ‚Deutscher‘ unter dem Druck der Wanderungsbewegungen und Asylanten modifiziert werden muß. Jedenfalls verändern multikulturelle Einpassungszwänge die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Koordinaten, innerhalb derer sich das Staatsvolk zu begreifen hat, um handlungsfähig zu bleiben“ (S. 430).
- 16 Letztere erhalten im Gegensatz zu den Deutschstämmigen aus Osteuropa und Namibia keinen Sonderstatus bei der Einbürgerung in die Bundesrepublik, vgl. Bade 1992, S. 19.
- 17 In seinem Essay *On Toleration* behauptet der politische Philosoph Michael Walzer vor dem Hintergrund US-amerikanischer *hyphenated* oder *dual identities*, dass zwischen dem Hauptwort und dem Attribut eine Unterscheidung in einer kulturellen und einer politischen Zugehörigkeit gegeben sein muss, um tolerierbar zu sein. Andere Amerikaner könnten ‚Italian-Americans‘ akzeptieren, solange klar ist, dass ‚Italian‘ als rein kulturelle Identität ohne politische Ansprüche verstanden wird. ‚American‘ wiederum soll von allen als rein politische Identität verstanden werden, die keine „strong or specific cultural claims“ erhebt (1997, S. 33). Walzer scheint an dieser Stelle ganz dramatisch zu unterschätzen, wie sehr ‚American‘ sowohl von Eingewanderten als auch von Einheimischen als eine ‚Kultur‘ verstanden, erlebt, verteidigt und verfehmt wird. Eine klare Trennung von kultureller und politischer Zugehörigkeit ist kaum zu machen und scheint deshalb für die Analyse nicht besonders hilfreich. Auch im Alltag wird sie manchmal vorgenommen (wie im Fall des ‚rein rechtlichen‘ Passbesitzes, der ‚sonst nichts bedeutet‘), und manchmal nicht (mit dem Pass fühlt man sich endlich ‚vollständig deutsch‘). Der Umgang mit den Kategorien ‚politisch‘ vs. ‚kulturell‘ ist selbst Teil eines *doing belonging*.
- 18 Über ‚*home-making*‘ als Praxis siehe die Beiträge in Rapport/Dawson 1998 und Klückmann 2013; über ‚*belonging*‘ als Praxis, Bell 1999, Fortier 1999 und Sparacio 2013.